

Mundart-Rechtschreibung

Autor(en): **J.M.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **26 (1939)**

Heft 16

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-535727>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

dass die vermehrte Pflege der Mundart den Stundenplan umstürzen würde. Denn sie gehört einmal in den Rahmen des Deutschunterrichts und könnte durch einzelne Kurse und Vorträge ausserhalb des ordentlichen Unterrichtes ergänzt und vertieft werden. Nur braucht es ein planmässiges, zielbewusstes Vorgehen.

Man stelle sich nun vor, wie interessant es sein müsste, in einer Klasse, in der vielleicht 20 schweizerische Mundartfärbungen vertreten sind, einen kleinen schriftdeutschen Abschnitt von jedem Schüler möglichst frei, nur sinngemäss in seine Mundart übersetzen zu lassen und das Ergebnis zu vergleichen. Besonders wenn der Professor im Althochdeutschen bewandert ist und die Zusammenhänge und die verschiedenartige Entwicklung der Mundarten aufdecken könnte, müsste auch für das Verständnis der Schriftsprache ein bedeutender Gewinn entstehen.

Dadurch würde der Seminarist angeregt, seine heimische Mundart zu studieren und ihre Eigenarten und Schönheiten zu erkennen. Ganz von selbst wird dadurch die Liebe zur Muttersprache geweckt, und dann ist es mir nicht mehr bange um die Pflege der Mundart in der Volksschule.

Wie soll diese Pflege der Mundart in der Volksschule ausschauen? Ich glaube, in dieser Sache wird viel übertrieben. Ich pflichte der Ansicht von Herrn Schulinspektor Maurer voll und ganz bei. Unsere Volksschule hat sowieso in zu kurzer Zeit ein zu grosses Programm durchzuarbeiten. Ihre erste Aufgabe ist es, dem Kind ein einigermaßen gutes Schriftdeutsch beizubringen. Das ist aber nur möglich durch Ueben, Ueben und nochmals Ueben. Also darf die Verwendung des

Schriftdeutschen in der Schule nicht wesentlich verkürzt werden.

Aber: dann, wenn Mundart gesprochen wird, soll der Lehrer dafür sorgen, dass gute, reine Mundart gesprochen wird. Vor allem soll er sich bestreben, wenn es auch einige Anstrengung und Selbstkritik kostet, selber mit dem guten Beispiel voranzugehen. Er spreche selber keine „veredelte“ oder besser gesagt verwaschene Mundart. Und dann soll er auch die Mundart der Kinder auf Fremdkörper prüfen und sie ausmerzen, zielbewusst und ausdauernd korrigieren.

Dass vielerorts und besonders in der Inner-schweiz die Lehrerschaft eine andere Mundart spricht als die Schüler, kann bedauert werden, ist aber nicht zu ändern und meines Erachtens auch nicht tragisch zu nehmen. Die Möglichkeit, dass ein St. Galler Ausdruck im Nidwaldner Dialekt Eingang findet, ist nicht so bedauerlich, wie das Einschleichen einer nordischen Wendung, denn auch das St. Gallische ist Schweizer Mundart. Und eine langsame Angleichung unter den Dialekten findet sowieso dadurch statt, dass wir Schweizer je länger je mehr durcheinander gemischt werden. Das Uebel liegt darin, dass das Kind überhaupt nicht dazu kommt, seine Sprache zu schätzen und zu lieben; dass es die Mundart als „Schlechtdeutsch“ verachtet und das Schriftdeutsche als „Gutdeutsch“ verehrt. So ist es nicht zu verwundern, dass junge Mädchen, wenn sie zwei Monate auswärts in Stellung waren, zurückkommen und in blöder Affektiertheit bereits eine neue „Mundart“ sprechen; der dann allerdings jede Eigenart abgeht.

Stans.

Franz von Matt.

Mundart-Rechtschreibung

Jawohl, unsere Mundarten sind uns lieb und teuer. Hier zum guten Teil wurzelt unser Wesen und unsere Kraft. Und das „Schlechtdeutsch“ ist so gut und wertvoll wie das Neuhochdeutsch. Drum dulden wir da keine

Geringschätzung. Vielmehr pflanzt die Schweizer Schule den Kindern Liebe, Ehrfurcht und Stolz ein gegenüber ihrer Muttersprache.

Mehr als das. Die Schule schützt und pflegt

die Mundart, hilft mit zu ihrer Reinerhaltung, dass Saft und Kraft ihr ungeschmälert erhalten bleiben, widersteht zumal der Verdrängung bodenständiger Ausdrücke durch reichshochdeutsche. (In diesem Punkte pflichte ich Herrn Dr. Walter Henzen in Freiburg nicht bei, bei aller freudigen Zustimmung zu seinen übrigen Ausführungen. Wenn uns die urchigen eigenen Ausdrücke abhanden kommen, besteht die Besonderheit der Mundarten schliesslich in nicht viel mehr als in einigen Regeln der Beugung und Kontraktion.)

Soll aber die Volksschule die Mundartpflege als eigentliches Fach betreiben? Eine umstrittene Frage, auch in der „Schweizer Schule“. Ich unterstütze Herrn Kantonal-schulinspektor Maurer: was im Schulplan vorgesehen ist, das kann und soll genügen. Es ist schon so bedenklich, welche Rückschritte in der Rechtschreibung in den letzten zwei, drei Jahrzehnten mancherorts festgestellt werden müssen, m. E. eine Folge teilweise eines mehr spielerischen Schulbetriebes, teilweise einer zunehmenden jugendlichen Flatterhaftigkeit. Da fehlte es gerade noch, dass man mit der Mundart als Schulfach die babylonische Sprachverwirrung ins vollendete Chaos steigerte!

Also erübrigt sich die „Mundart-Rechtschreibung“? Doch nicht. 1. Kommt sie dem Lehrer, der Lehrerin, zustatten für den eigenen Bedarf. 2. Für die Schule, für das, was der Lehrplan vorsieht; noch mehr, wenn ein Mundartbegeisterter sogar Mundart-Aufsätze wagt. 3. Haben die Lehrpersonen vielfach Gelegenheit, Anschläge, Gedichte und Elaborate grössern Umfangs einzusehen und zu verbessern, bevor sie das Licht der Welt erblicken, und so der Oeffentlichkeit manchen Greuel zu ersparen. Es ist nämlich 4. nicht richtig, was im Mundart-Sonderheft verschiedentlich zu lesen war, dass man Mundart nach Belieben schreiben kann.

Es ist wohl richtig, dass bisher jeder nach eigenem Gutdünken schrieb, mehr oder we-

niger glücklich. Vielfach geschah es so mangelhaft, dass die Schreibung ein zweifelhafter Dienst an der Sache war. Gerade diese Anarchie hat die Kraft der verschiedenen Mundarten nicht nur nicht gewahrt, sondern eine Durchschnittsmundart aufgebracht, die nirgends und überall daheim ist. Auch die Mundartdichter sind da keineswegs immer vorbildlich. Mit den duftigen Rosen ihrer Poesie musste man oft auch allerhand Dornen in Kauf nehmen. Da hat der Lehrer Gelegenheit, aufmerksam zu machen: früher gab es eben keine Regeln; heute schreibt man das so...

Denn im Frühjahr 1938 ist im Orell-Füssli-Verlag in Zürich die Broschüre erschienen, auf die H. Bossard in Zug in seinem Beitrag hingewiesen hat (S. 493): „Schwyzertütschi Dialäktschrift“ von Eugen Dieth. Aber kann sich dieser Leitfaden auch legitimieren?

Er ist die Frucht langer, eingehender Beratungen im Schosse einer 34köpfigen Kommission von Fachleuten, Linguisten, Germanisten. Damit bekommt der Leitfaden natürlich noch nicht das Ansehen eines Duden. Immerhin hat er Aussicht, dass ihm in absehbarer Zeit von zuständiger Seite offizieller Charakter zuerkannt wird. Ausserdem spricht das Rezept für sich selber durch seine überzeugende Vernünftigkeit.

Also eine einheitliche Mundart für die ganze Schweiz? Bewahre! Aber eine einheitliche Methode, zu schreiben für alle Mundarten. Bisher war das so, dass die Landsleute des Schreibers ohne weiteres richtig lasen, dass hingegen Leute aus andern Gegenden beim Lesen viel verhunzten, weil sie die Vieldeutigkeit nach der eigenen Mundart deuteten. Wenn aber, beispielsweise, der Zürcher „Veräin“ schreibt, so kann und muss das auch der Berner richtig lesen. Die einheitliche Schreibmethode bezweckt also mitnichten die Vereinheitlichung der Mundarten. Im Gegenteil, gerade sie rettet den verschiedenen Dialekten die Besonderheit im

geschriebenen Wort und zwingt die Andersprechenden zur richtigen Aussprache.

Endlich zur Sache. Es ist keineswegs beabsichtigt, Prof. Dieths Leitfaden überflüssig zu machen. Vielmehr möchte das Knappste, was hier geboten wird, anregen, sich dort eingehender umzusehen. Und wer das nicht mag, kann immerhin an Hand von dem, was er hier erfährt, inskünftig um vieles sicherer über das Glatteis der Mundartschreibung schreiten. Für diesmal gebe ich nur die Grundregeln für die Rechtschreibung der Vokale; denn dagegen wird am schlimmsten gesündigt. (Auf Wunsch kann in einem zweiten Aufsatz das Hauptsächlichste über die Rechtschreibung der Konsonanten beigefügt werden.) — Wo in den folgenden Beispielen nichts beigefügt ist, ist es Lozärnertütsch.

1. Grundregel: Sprich richtig! Gar keine überflüssige Mahnung, angesichts der um sich greifenden Verwässerung, die ihrerseits stark bedingt ist durch das Hin-und-Herwandern der heutigen Menschen. Drum gehe zu den bodenständigen Bauern und zu den alteingesessenen Stadtbürgern in die Schule!

2. Grundregel: Höre richtig! Auch diese Mahnung ist wichtig, eine unerlässliche Voraussetzung für das richtige Schreiben. Es wissen z. B. noch lange nicht alle, dass man im Luzernerland und weiter herum nicht *jetz*, sondern *iez*, nicht *jede*, sondern *iede* spricht. Auch das ist vielen unbekannt, dass die vielgebrauchten kleinen Für- und Füllwörtchen verschieden ausgesprochen werden, je nachdem, ob sie betont sind oder nicht. *I mues iez gòò, go luege, ob er choo sig. Wèèr ä ä r? — I e r, hend e r gsee?* Usw.

3. Grundregel: Schreibe, wie du sprichst! Eine Selbstverständlichkeit, und doch die hauptsächlichste Fehlerquelle. Man hat vielfach nicht den Mut zur Konsequenz und schiebt, bewusst oder unbewusst, immer wieder nach dem Schriftbild des ent-

sprechenden hochdeutschen Wortes. Aber wir haben doch keinen Grund, unsere Besonderheit möglichst zu verleugnen. Sicher ist man oft zuerst stutzig über ungewohnte Wortbilder, dann überdenkt man sie und hat doppelte Freude. Was hat man doch z. B. am Zürcher Böögg herumgedrückt. Bög — Bögg — Böhgg. Endlich hat einer gewagt, Böögg zu schreiben. Da fiel es allen wie Schuppen von den Augen: ja, das ist das beste! — Wie ist es vielen eine Selbstverständlichkeit, ein Wort, das in der Mundart gleich gesprochen wird wie im Hochdeutschen, ohne weiteres auch gleich zu schreiben: rot, leid, Heu usw. Als ob nicht die nhd. Schriftsprache strotzte von Inkonssequenzen. Für Lehrer genügen ein paar Proben: Haar, Jahr, war; Meer, mehr, Begehrt, schwer; Vieh, nie, zielt, zieht. Karbid; Moor, Rohr, Rose; hören, Föhren; Uhr, Schwur; wühlen, spülen. Aber daran können wir nichts ändern. Damit hat das Lehrpersonal bloss auch weiterhin seine liebe Not. Und die armen Schüler nicht minder, die so oft in besten Treuen fehlen, weil sie meinen, was gleich gesprochen werde, sei auch gleich zu schreiben. Aber für die Mundart soll das gelten: das ist unsere eigene Sache. Nur orientiert sich dieses „gleich“ nicht nach dem Nhd., sondern nach parallelen Mundartwörtern. Wir sagen und schreiben: Schnee, See, also auch gsee (nicht gseh), Wee; sagen und schreiben: Höse, sagen aber Rose nicht gleich, schreiben somit auch entsprechend anders: Roose.

4. Grundregel: Unterscheide zwischen e, è und ä, zwischen o und ò, zwischen ö und ò, u und ù. (Statt è hat der Leitfaden ein ë, um zum Ausdruck zu bringen, dass dieser Laut in der Mitte zwischen dem geschlossenen e und dem ä liegt. Es scheint mir aber durchaus angängig, auch diese Offenheit konsequent mit dem accent grave zu bezeichnen, um so mehr, als die

wenigsten Schreibmaschinen ein Trema zur Verfügung haben.) Der accent kann schadlos wegbleiben, wo der offene Charakter in Nebensilben eine allgemeine Selbstverständlichkeit ist: de Vatter, go ässe. Aber die ròöte Ròöse der Entlebucher, Berner und Freiburger würden ohne den accent auf der Reise in die übrige Schweiz den heimatlichen Duft verlieren; mit dem accent lässt sich dieser Nachteil verwèere. Absolut unerlässlich ist diese Unterscheidung dort, wo sonst eine Verwechslung eintreten könnte, z. B.: ròöte, roote (raten, roter Wein), Nòòt, Nööt (Nähte, Nöte), ghòòrig, ghöörig (haarig, gehörig oder leichthörig), für den Zürcher auch bei Züüg, Züüg (Züge, Zeug), tùür, tüür (dürr, teuer).

5. Grundregel: Die Z w i e l a u t e s i n d i e, u e, ü e, e i, ä i, a i, o u, a u, ö ü, ä ü, ö i und haben Gehörwert, d. h. man spricht, wie sie geschrieben sind und umgekehrt. Wieder eine böse Fehlerquelle. Der Luzerner und wer von da östlich wohnt, schreibt fröhlich, nei, kei Geischt usw. und vergisst, dass solche Schreibweise den Hinterländern und was von da weg westlich liegt, vorbehalten bleiben muss, und dass er auch selbst dieses ei für bestimmte Ausdrücke nötig hat, z. B. drei, frei, gheit, schneit. Also soll er, was er äi spricht, auch äi schreiben, auch wenn es genau gleich lautet wie im Nhd. So männiglich sich daran hält, weiss man freilich sofort an den vielen ei oder äi, ob der Schreiber in der westlichen oder östlichen Hälfte daheim ist, soll dann auch den ei die Ehre antun, sie bernerisch zu lesen. — Dasselbe gilt von den eu und äu. Unbekümmert schreibt der Nordschweizer Heu und ahnt nicht, dass der Oberwalliser tatsächlich Heu spricht, d. h. es liegt so in der Mitte zwischen Heu und Hew, so ungefähr, wie das luzernische schneu (schnell). Wir schreiben also, wie wir sprechen: Höi, Söi, Flöige, nöime, Öigli, Böüm. Der Nidwaldner: Ysä Nussbaim, ysi Nussbäim. Der Walliser:

schyni Nussbeim (seine Nussbäume). Hier besonders gilt also: genau hören, genau schreiben, genau lesen!

6. Grundregel: Dehne alles und nur, was du gedehnt sprichst, und zwar durch Verdoppelung des gedehnten Vokals. — a) A l l e s ! Auch wenn es genau gleich lautet im Nhd. und dort keine Dehnungszeichen erhält, z. B. root, Brood, schwäär, Graab, Glaas, gfroore, verloore, Taag, aafòò, iechoo, blòöse, Bròòtis, esoo, zeere, Zeeche. Der Basler muss Baasel schreiben. Usw. — b) N u r ! Was kurz gesprochen wird, ist auch kurz zu schreiben, einerlei, wie es nhd. lautet. Frede (basl. Freede), schmede, schpele, schtäle (ostschw. schtèle zum Unterschied von schtele = stellen). Der äusserste Ostschweizer spricht und schreibt tütsch. (Damit hat der Verfasser der „Schwyzertütschi Dialäktschrift“ seine Herkunft verraten.) — c) D u r c h V e r d o p p e l u n g d e s g e d e h n t e n V o k a l s ! Es gibt also in der Mundartschrift kein Dehnungs-h und kein ie. Wohl schreibt man z. B. nie, schier, wie, die wenn eben i und e gesprochen wird. — Hier ist nochmals eine kleine Besonderheit zu vermerken, indem statt ii y vereinbart wurde, weil das y sozusagen Bürgerrecht hat in der Schweiz. (Ich halte es indes für erlaubt, konsequent wie die andern Vokale, so auch das i zu verdoppeln, um die Dehnung anzuzeigen.) Schnyderei, zyle, ygryffe, Rys, gyzig. Usw. Blääch, lääbe, Hüüser, Baad, aber Bèder, Zoog, aber Zögli, hingegen Hòòf, Hòòfli. Schwyzer oder Schwiizer, nicht aber Schwizer, erst recht nicht Schwiezer oder Schwihzer. — Nochmals sei betont: die Regeln gelten für alle gleich und gerade darum darf die gebotenen Beispiele nur der buchstäblich kopieren, der diese Worte genau gleich spricht.

J. M. B.